

YVONNE GEORGE †

Zuerst sah ich sie im Palace-Hotel in Brüssel. Sie saß dort mit einem alten Herrn, der aussah wie Napoleon III. und ein Regenschirmfabrikant war. Yvonnchen, die die schönsten Augen der Welt hatte — große blaue Augen von einem unsäglich milden leuchtenden Blau, kuckte, während der Schirmfabrikant unaufhörlich aß, mit diesen Augen ins Leere und bewegte dazu ihre Lippen, sie lernte ihre Rolle. Sie spielte in der „Bonbonnière“ und war ausgesprochener Star, es war das Beste und Wertvollste, was außer Fernand Crommelynck, der ihr intimer Freund war, das damalige Brüssel bieten konnte. Sie spielte in leichten französischen Stücken und begeisterte den Rittmeister Edgar von Schmidt-Pauli, der damals den „Belgischen Kurier“ herausgab, derart, daß er in seinem Blatt die schönsten Kritiken schrieb, in leicht angekernter Manier römisch abgeteilt.

Sie war die echte „bonne fille“, kameradschaftlich, lustig, extravagant, aber durch ihre Abstammung von ihrem Vater her doch einerseits mit einem guten Teil Erdschwere, zum anderen mit Sentimentalität bedacht. Diese Mischung, die an sich unglaublich klingt, war die eigentliche Yvonne, war ihr spezifischer eigener Reiz, eine Mischung übrigens, die nur dort, in dieser Ecke, zwischen Germanien und Gallien vorkommt. Sie hatte für alles, sie hatte vielleicht ein bißchen zu viel Interesse, sie las alles, verstand alles, hatte nicht nur Buch-, sondern ein mindestens ebenso großes Menschenverständnis. In dieser Vielseitigkeit lag ihr Reiz und zugleich ihre Schwäche, denn reich veranlagt, wie sie war, fiel ihr die Wahl, wohin sie sich wenden sollte, äußerst schwer.

Sie war, dies reine anmutige Kind mit ihren Blauaugen, nicht geschaffen für komplizierte Verhältnisse. Der Frieden kam und ließ mit seiner dummen, gefühllosen, nivellierenden Härte sie büßen für die reinste und unbesorgteste Naivität. Mistfinken von emsigen Bürokraten wiesen sie aus, sie kam erst nach Deutschland, dessen Sprache sie nicht sprach und wo alle Versuche, sie etwa als Schauspielerin zu übernehmen, scheitern mußten. Denn schließlich gravitierte sie doch, insbesondere mit ihren mangelnden Ordnungsinstinkten, mit ihrer Großzügigkeit et tout de reste nach Paris, eine Existenz, wie sie sie wollte, wäre hier unmöglich gewesen.

Leider blieb sie nicht, wo sie hingehörte, auf der Bühne, sie ging zum Varieté, wo sie — ich will nicht sagen „in Tragik machte“, aber immerhin war sie tragischer als es ihr zukam, wie das das Leben so mit sich bringt. Ihr eigentliches Feld war das leichte, geistreiche französische Lustspiel, aber durch uns, durch ihre Bekannten und Freunde kam sie in Kreise, in denen sie sich zweifellos übersteigerte — ohne daß sie es wollte vielleicht. Sie war engbefreundet mit unserem Freunde Jean Cocteau, manchmal ebenso Feind mit ihm wie sie Freund war, stand spät auf, ging noch später zu Bett, nahm, wer kann sagen weshalb, ob aus Bedürfnis oder Snobismus, Narkotika — und verschwendete sich absichtlich — das kann man sagen, denn diese Rage der Verschwendung war fast schon langer, quälender Selbstmord. Es nützte nichts, daß gute Freunde sie aus den großen Städten entfernen wollten. Zum Teil, weil sie sich ohne ihre Freunde langweilte, zum Teil, weil sie die Stadt wegen des Lebensunterhaltes nötig hatte, ging sie immer wieder an diese Plätze, die sie immer mehr zermürbten. Zuletzt sah ich sie in London, sie hatte ihren alten Humor, stellte mich ihrem damaligen Freund als Baron Alfred Flechtheim vor, weil der von mir nichts wissen wollte, und erinnerte sich mit Genuß an alle gemeinsamen Freunde. Ich hörte noch von einem vergeblichen Pneumothorax und schließlich von ihrem Tode in einem Schweizer Sanatorium.